

# Mit offenem Geist, offenem Herzen und offenem Willen

Das erste interdisziplinäre Symposium für mehr Menschlichkeit im Gesundheitswesen debattierte über Alternativen zu Stress und Burnout

Dagmar Möbius

Keine Zeit für die Patienten und keine Zeit für die Familie. Das Gefühl begleitete Dr. Marie Downar während ihrer Tätigkeit als Klinikärztin. »Wem dient das? Wem diene ich? Wie nachhaltig ist das und wo führt uns das alles hin?«, fragte sie sich. Ihre Suche führte sie zum Verein »Medizin und Menschlichkeit.« Im Buch »Time To Care« des Neuseeländers Dr. Robin Youngson fand sie endlich Antworten und Anregungen. Bis dahin war sie auf Arbeit oft »die Frau Dr. Downar mit den Flausen im Kopf«, traf wiederholt auf Widerstände. »Beim Lesen ging mein Herz immer weiter auf«, erzählt sie und beschloss: »Das muss in die Welt.« Mit ihrer Kollegin Dr. Oxana Atmann fuhr sie in die Niederlande und traf den Autor. Er bot an, nach Dresden zu kommen, wenn sein Buch auf Deutsch erscheint. Eine Zeit des Spinnens begann, blicken die Organisatorinnen des ersten interdisziplinären Symposiums »Zukunft: Medizin – Gemeinsam neue Wege gehen« zurück.

Mit 70 Teilnehmern aus dem In- und Ausland, darunter rund zehn Prozent aus der sächsischen Landeshauptstadt, fand es Anfang Juni in Dresden unter der Schirmherrschaft von Professorin Antje Bergmann, Leiterin des Lehr- und Forschungsbereiches Allgemeinmedizin an der TU Dresden, statt. 18 Monate ehrenamtliche Organisation lagen hinter den Initiatorinnen. Noch ein halbes Jahr vorher war unklar, ob die Tagung finanziell auf sicheren Füßen stehen würde. Dank einiger großzügiger Spenden konnte diese Hürde genommen werden. »Ideen, die nicht im Mainstream sind, haben es schwer«, begründeten Wolf Kurzenhäuser und Dr. Fee Friese vom Vorstand der erst ein Jahr jungen Münchener Stiftung Ganzheitlich Gesund ihre Unterstützung. »Wir freuen uns über die Atmosphäre und hoffen, dass die Samen weit tragen und viele Multiplikatoren stärken. Um Idealistin zu sein, brauche man einen offenen Geist, ein offenes Herz und einen offenen Willen«, sagte Dr. Oxana Atmann. Pünktlich zur Tagung erschien die deutsche Ausgabe von »Time To Care – Wie Sie Ihre Patienten und Ihren Job lieben«, übersetzt von Dr. Marie Downar.

»Alle Gesundheitsschaffenden können so einen Weg gehen. Menschlichkeit entsteht, wenn man mit allen Fa-

cetten sichtbar ist«, führte Moderator Christian Stoebe, Referent für persönliche Lebensplanung, ein. Wohlwissend, in welchem Spannungsfeld man sich bewegt, verstand sich die zweitägige Workshop-Konferenz als sicherer und zukunftsweisender Raum, in dem man gemeinsam überlegt, an welchen kleinen Schraubchen sich drehen lässt und ob und wie sich das Gesundheitswesen langfristig sogar revolutionieren ließe. In vielen Organisationen sei es völlig normal, mit dem Ego aufzutreten. Doch was ist mit den emotionalen, intuitiven, rationalen und spirituellen Aspekten menschlichen Lebens? Oft ist nur erfolgreich, wer sein Rationales nach außen kehrt. Doch selbst dann ist nur etwa ein Sechzehntel der Persönlichkeit sichtbar. Kurz: »Man ist in einer Rolle.«

Höhepunkt des Symposiums war der Vortrag von Dr. Robin Youngson über die entscheidende Bedeutung von Mitgefühl im Gesundheitswesen. Der 61-jährige Anästhesist und WHO-Experte für Patientensicherheit war langjährig als medizinischer Leiter des größten Krankenhauses in Aukland tätig. Aktuell setzt sich der leidenschaftliche Anwalt für mehr Menschlichkeit in der Medizin im Nahen Osten für Patienten-Belange ein. Zahlreiche, von ihm zitierte Studien belegen die positiven Wirkungen menschenzentrierten Handelns. Diabetiker, die empathisch gepflegt werden, haben weniger Komplikationen. Depressionen treten seltener auf. Lungenkrebspatienten leben drei Monate länger. Berührungen senken Schmerzen und Cortisol-Spiegel und sie verbessern die Immunfunktion nach Operationen. An wissenschaftlich fundierten Argumenten für menschenwürdiges Handeln fehlt es also nicht. »Wir sind keine hilflosen Ziele unserer Gene«, ist Dr. Robin Youngson überzeugt und weist darauf hin, dass 85 Prozent aller Erkrankungen im Lebensstil der Patienten begründet sind. Nicht nur das Gesundheitswesen kann menschlicher und solidarischer werden, auch jeder Einzelne könne Optimismus lernen.

In den Workshops beschäftigten sich die Tagungsteilnehmer, übrigens waren davon 75 Prozent Frauen, mit Humor in der Medizin, Begegnung und Kommunikation als Heilelement, positiver Psychologie sowie verständlicher



Dr. Robin Youngson, Dr. Oxana Atmann, Meredith Youngson und Prof. Jan Schulze, bis 2015 Präsident der Sächsischen Landesärztekammer (v.l.n.r.).  
Foto: Dagmar Möbius

Sprache und vertieften ihre Fähigkeiten im wertschätzenden Interview.

Im Generationendialog diskutierten junge und erfahrene Mediziner, wo sie stehen, wie sie praktizieren wollen und ob sie zu wenig voneinander wissen. »Müssen wir das überhaupt? Ist der

offene zugewandte menschliche Kontakt nicht viel wichtiger und direkter, um voneinander das zu erfahren, was uns wirklich bewegt?«, fragte sich eine Ärztin.

Die begonnenen Debatten können beim Symposium »Wie ist Medizin

noch möglich?« vom 22. bis 25. September 2016 im Meditationshaus Domicilium Weyarn bei München fortgesetzt werden.

» Nähere Informationen: [www.medizinundmenschlichkeit.de](http://www.medizinundmenschlichkeit.de)

UJ sprach mit Dr. Robin Youngson, Autor von »Time To Care«:

*Wie mitfühlend dürfen Mediziner sein?*

Lassen Sie mich mit einer kleinen Geschichte antworten: Kürzlich begegnete ich einer Schwangeren, deren Baby verstorben war. Ich setzte mich an ihr Bett und hielt ihre Hand. Ich hatte Tränen in den Augen. Man könnte sagen, das wäre heute nicht professionell für einen Doktor. Ich denke, wir müssen als Mediziner sensibel und flexibel mit den Situationen umgehen und entscheiden, was gerade gebraucht wird.

*Wenn Ärzte zu viel oder zu wenig mitfühlend sind, wie können sie lernen, das zu korrigieren?*

Mitgefühl beginnt lange, bevor ein Arzt einem Patienten begegnet. Für einen jungen Mediziner ist die objektive Balance sicher nicht einfach. Aber man kann mit einer inneren Reise beginnen und lernen, die Stimme im Kopf ernst zu nehmen. Empathie lässt sich auch im Kollegenkreis üben. Das ist eine Aufgabe für das ganze Leben.

*Was raten Sie Angehörigen der Heilberufe, die an Bürokratie und Machtkämpfen verzweifeln und die Freude am Beruf verlieren?*

Das ist eine Frage der Kultur und des Umgangs. Es schadet nicht, verschiedene Kliniken kennenzulernen. Am

Ende des Tages sollte man sich fragen, wie es in einem selbst aussieht und was einem wichtig ist. Man kann Dinge in sich selbst ändern. Notfalls muss man ein schlechtes Krankenhaus verlassen. Wir begegnen Patienten als menschlichen Wesen, nicht als Patienten, und wir sagen ihnen, welche Rolle wir haben – Krankenschwester, Doktor oder Student – und erklären, was wir tun. Das dauert zwei Minuten, macht aber einen Unterschied. Meine Vision ist, dass Krankenhäuser keine Fabriken, sondern von Medizinerinnen und Pflegern geprägt sind.

Interview: Dagmar Möbius